

Digitalisierung

Wie ich sie empfinde und was andere darüber denken.

Pat Christ



Ich etwa im Jahr 1987 in der Redaktion. Das Fax, mit dem wir unsere Berichte verschickten, war ein kleines Wunder gewesen. – alle Fotos dieses Beitrages: Pat Christ.

Als Qualifikation brachte ich noch nicht einmal das Abi mit. Das sollte ich erst zwei Jahre später ablegen – mehr schlecht als recht. Was ich mitbrachte, war eine riesige Neugier auf die Welt. Die Bereitschaft, mich reinzuhängen. Und die Lust am Schreiben. Damit ausgestattet, hielt ich 1987 mit 17 Jahren Einzug in eine kleine Redaktion meiner Geburtsstadt Aschaffenburg, die es längst nicht mehr gibt. Ich tippte auf einer alten Schreibmaschine. Das Fax, das ich erstmals bediente, erschien mir als Wunderding.

Ein Thema hatte ich immer parat. Schließlich wird für den wachen journalistischen Blick „alles“ zum Thema. Heute kann ich mich an keinen einzigen Bericht mehr erinnern. Nur das weiß ich: Ich „schwamm“ in Freiheit. Nicht als Praktikantin. Oder Hos-

pitantin. Nicht als Angestellte. Schlicht als Jugendliche, die mit immensen Ambitionen darangehen wollte, hinter die Kulissen dieser Welt zu blicken. Natürlich wurde das, was ich fabrizierte, von den älteren Kollegen noch mal gecheckt. War es in Ordnung, wurde das grüne Papier, das für die Überschrift bestimmt war, über den Text geklebt. Ausgefüllt. Dann ging der Artikel via Faxgerät nach Würzburg. Wo die Zeitung gedruckt wurde.

So begeistert ich selbst einst war, würde ich heute niemandem mehr raten, in diesen Beruf einzusteigen. Das liegt in erster Linie an dem, was das Digitale mit dem Journalismus gemacht hat. Wie krass sich die Dinge zum Negativen veränderten, kann vielleicht nur diejenige erfassen, die, wie ich, das für heutige Zeiten märchenhaft erscheinende Glück hatte, sich in völliger Freiheit journalistisch auszutoben. Inzwischen schrumpften die Freiheitsräume in dem Maße, in dem das Digitale uns überrollt hat. Der „Geist“ der Maschinerisierung hält Einzug in einen zum „Produkt“ degradierten Bereich, bei dem es eigentlich darum gehen sollte, Demokratie möglich zu machen.

Natürlich war es im Rückblick und aus heutiger Sicht reichlich unbequem, off-

line zu arbeiten. Ich erinnere mich an jene Zeit, als ich in Würzburg für eine andere Zeitung tätig war. Dort mussten wir das Material, umgekehrt wie damals in meiner Anfangszeit, zum Drucken nach Aschaffenburg schicken. Das war Anfang der 90er Jahre. Wir fotografierten noch analog und jeder war mal dran, in das nahe der Redaktion gelegene Fotogeschäft zu tigern, um Abzüge machen zu lassen. Die Fotos gingen dann mit einem bestimmten Expresszug nach Aschaffenburg.



Fotos wurden in meinen journalistischen Anfangsjahren noch analog geknipst und per Expresszug ins Verlagshaus geschickt.

Dann wurde diskutiert

War samstags eine Geschichte zu schreiben, tippte ich die auf dem heimischen, noch nicht mit dem Netz verbundenen Computer und brachte die Diskette sonntags in die Redaktion. Da las ich den Text zusammen mit dem sonntagsdiensthabenden Redakteur ein und noch mal aufmerksam durch. Meist ging der gesamte Nachmittag drauf. Der Text gab Anlass, über dieses oder jenes, meist kontrovers, zu diskutieren. Dafür war am Sonntag Zeit.



Hier an diesem Offline-Computer entstanden Anfang der 90er Jahre Berichte, die ich per Diskette auf dem Fahrrad in die Redaktion brachte.



Wer kritisch Zeitung(en) liest, bewahrt sich vor Filterblasen.

Kaum, dass das Telefon mal klingelte. Es war an diesem letzten Tag der Woche nie allzu viel zu tun. Wir praktizierten, jenseits jeder Definition, von niemandem befohlen und ohne festes Ziel, das, was man heute so gern „Teambuilding“ nennt.

Wenn ich manchmal denke, ob ich den „Job“ nicht besser an den Nagel hängen sollte, gehen mir diese Bilder von einst durch den Sinn. Heute wird in unserer Branche kaum mehr miteinander geredet. Die Freiheit schwindet. Jüngst musste ich mich von einem langjährigen Auftraggeber trennen, weil er sämtliche Interaktionen zwischen freien Externen und internen Redaktionsmitgliedern nur noch über ein seelenloses System abwickelt. Wird ein Themenvorschlag genehmigt, schreibt das System ohne Rücksprache aufs Zeichen genau und ohne Begründung vor, wie lang der recherchierte Text werden darf. Und wann er, auf die Stunde genau, abzuliefern ist.

Bringe ich diesen Unsinn aufs Tapet bei den seltenen Gelegenheiten, wenn ich mal eine Kollegin treffe, sagen alle: „Klar, das ist völlig absurd!“ Denn wie soll jemand, der nie mit mir darüber gesprochen hat, genau wissen, wie viel in einer Rechercheidee steckt? Wie kann derjenige auf die Stunde genau wissen, wann die Geschichte fertig recherchiert ist? Das weiß ich doch selbst nicht. Bis das Thema genehmigt ist, kann ich auch mit niemanden in Kontakt treten, von dem ich gern ein Statement hätte. Manchen Leuten laufe ich – ohne Übertreibung – monatelang nach. Weil ihnen vor anvisierten Treffen immer wieder was dazwischenkommt. Aber so etwas sieht das System nicht vor.

10. September, 10.30 Uhr



Diejenigen, die heute Redaktionen managen, sind oft keine Journalistinnen mehr. Das ist das Problem. Sie sehen ein Informationsmanagementsystem wie das oben beschriebene und sind begeistert: Ich lege ein Datum fest, den 10. September um 10.30 Uhr, lass mir zusichern, dass das Material genau dann im genau festgelegten Umfang geliefert wird, und weiß demnach, wie ich den Platz auf Seite 10 am 11. September füllen kann. Das klingt in der Theorie gut. Funktioniert aber im (journalistischen) Leben nicht. Denn Journalismus ist etwas Lebendiges, das sich nicht in Managementsysteme pressen lässt. (Wobei erstaunlicherweise so gut wie alle versuchen, dem Diktat getreu mitzumachen.)

Sie überrollen uns, die digitalen Errungenschaften. Und es vergeht so gut wie kein Tag, an dem nicht über die Digitalisierung diskutiert wird. Im Bundestag. In den Landtagen. An den Universitäten. In Ausschüssen. Seminaren. Auf Praxistagen. Versammlungen. Fachkongressen. Workshops. Symposien. Bei Pressekonferenzen. Fachtagen. Bundesforen. Oder in Gesprächskreisen. Meist geht es um das Für und Wider mit sehr deutlicher Tendenz zum „Für“. Ich greife, angeregt von Martin Breidenbach, Architekt aus Viersen, den ich aus Veranstaltungen in Wuppertal kenne, in diesem Beitrag, ausgehend von meinen eigenen Erfahrungen, allein das „Wider“ auf.

Auch Martin Breidenbach langt es. Das jedenfalls entnehme ich seinem Schreiben an mich. Breidenbach wirft die Frage auf, ob denn das, was sich unter der Überschrift „Digitalisierung“ vollzieht,

noch „menschenverträglich“ ist. Alles „wirklich Liebe und Werte“, so Breidenbachs Ansicht, ist analog. Auch ich kann mir die Liebe zu einem anderen Menschen nicht digital vorstellen. Womit ich nicht alleine dastehe. Kürzlich stieß ich auf das Buch von Eva Illouz „Warum Liebe endet“. Die Soziologin kommt zu dem Schluss, dass digitale Kommunikation und Dating-Apps Beziehungen flüchtig machen.

Algorithmen entscheiden



Ich suche weitere Menschen, die sich nicht verblenden lassen von der postulierten Unausweichlichkeit der Digitalisierung, die nicht abgeschreckt werden durch den Satz: „Das Rad lässt sich nicht mehr zurückdrehen.“ Mag ja sein. Nachdenken ist aber wohl dennoch erlaubt. Also: Schränkt das Digitale das Menschliche ein? Macht es unsere Welt seelenloser? „Ich finde die Fragestellung faszinierend“, antwortet mir Eberhard Grötsch, der bis zu seiner Pensionierung im März 2016 Informatikprofessor in Würzburg an der Fachhochschule war. Und antwortet mit einem „Ja“: „Algorithmen statt Menschen entscheiden für oder gegen uns, ohne dass man das irgendwie nachvollziehen kann.“

Wir akzeptieren das meist kampfflos. Nutzen also mangels analoger Begegnungsmöglichkeiten Partnernvermittlungen wie Parship. „Ich warte auf das erste Paar, das sich trennt, weil ein Algorithmus findet, dass die beiden nicht zusammenpassen“, meint Grötsch süffisant. Im Übrigen gebe es nicht nur in China Rankings: „Die Schufa rankt uns, also unser



Eberhard Grötsch



IG Metall-Bevollmächtigter Percy Scheidler diskutiert mit KAB-Mitgliedern über die möglichen Auswirkungen der Digitalisierung in der Arbeitswelt.

Finanzgebaren.“ Sie weigere sich, die Kriterien offen zu legen: „Also entscheiden letztlich auch hier Algorithmen, gegen die man nichts machen kann, wohl auch nicht auf dem Rechtsweg.“

Wer heute Privatpatient ist, bekommt wahrscheinlich eher einen Termin bei einer Ärztin als ein Kassenpatient. Das wird zwar immer wieder geleugnet. Aber genauso oft bestätigt. „Wenn nun bei der Anmeldung zusätzlich der Zugriff auf die elektronische Patientenakte möglich wäre, könnte der Arzt über einen Algorithmus feststellen lassen, ob ich ein ‚lohnender Patient‘ bin“, sagt Grötsch. Auf einen Klick spuckt der Computer aus, welche Eingriffe oder Untersuchungen bei diesem Patienten abrechenbar wären: „Hier wäre dann der Begriff ‚seelenlos‘ wirklich angemessen.“

Die Ganzheit des Lebens

Ich frage auch Wolfgang Meisenheimer, 86 Jahre alt, Architekt, ehemaliger Hochschullehrer und Autor, wohnhaft in Düren. „Was immer noch und immer wieder verkümmert, ist das Wissen um die Rolle des Leibes als das Erkenntnisinstrument, das die Ganzheit des Lebens erfasst“, antwortet er mir. Meisenheimer wirft die philosophische Frage auf, was denn „wahr“ ist. Wie wahr ist das Objektive, Messbare, Wiegbare? Wie „wahr“ sind Erinnerungen, Eindrücke und Erwartungen des Menschen? Eine rein rationalistische Digitalisierung lehnt Meisenheimer gerade mit Blick auf sein Fachgebiet ab.



Im Job ständig erreichbar sein zu müssen, macht krank.

Er möchte die „gestische Korrespondenz von Leib und Architekturraum“ fördern.

Gerhard Fitzthum sieht das digitale Zeitalter mit Blick auf den Menschen und das, was den Menschen ausmacht, ebenfalls kritisch. „Wir richten uns in einer Welt ein, in der es einem immer rätselhafter erscheint, für was unser Körper mit all seinen Muskeln, Gelenken und Nervensträngen eigentlich da ist“, sagt der Philosoph aus dem hessischen Lollar. Das Ergebnis sei ein „diffuses Unbehagen“: „Wir verlieren zunehmend den Boden unter den Füßen, was immer mehr Menschen in die Therapie oder in die Hände von Sinnstiftern aus Politik und der Konsumgüterindustrie treibt.“ Oder ins Fitnessstudio.

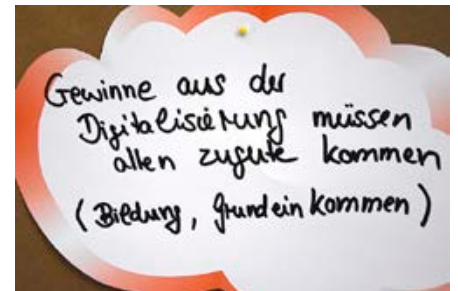
Letzteres kann heute als Inbegriff von Statik inmitten vermeintlicher Aktivität hergenommen werden. „In Fitnessstudios wird der Körper zwar bewegt, aber gleichsam im luftleeren Raum, ohne Kontakt zur Natur, aus der er hervorgegangen ist und zu der er gehört, und ohne auch nur einen Meter vorwärts zu kommen“, sagt Fitzthum. Eingespannt in Maschinen, wird der Körper trainiert und optimiert: „Mit dem Ziel, dass er selber zu einer Maschine werden möge, zu unserem Produkt, über das wir verfügen können, wie wir über unser Auto oder unser Haustier verfügen.“

Verlust der Identität

Auch Fitzthum kann der zunehmenden Digitalisierung wenig Gutes abgewinnen. „Da wir im Zeitalter der Navigationsgeräte nicht mehr selber wissen, wo wir sind, wissen wir auch nicht mehr, wer wir sind“, sagt er. Die digitale Neuerschaffung der Welt stürze den Menschen, gleichsam kopfüber, in den Identitätsverlust. Identität brauche leibliche Integrität, das sinnengestützte Wissen über den realen Raum, in dem man sich befindet. Der Mensch in der digitalen Ära sei immer häufiger

anderswo: „Im Niemandsland von Ferngesprächen, in Freundschaftsverhältnissen, die über Datenträger vermittelt werden, in den endlosen Weiten des Internet, im Bann von Instagram.“

Hat eine halbe Stunde „Live-Begegnung“ im Café, im Park oder im heimischen Wohnzimmer eine andere Qualität als eine halbe Stunde im Chat? Ja, auch ich bin davon überzeugt. Und denke an Martin Bubers bekannten Satz: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung.“ Dem 1865 gestorbenen, jüdischen Philosophen zufolge ist der Mensch ein „Beziehungswesen“. „Diese grundsätzliche Bezogenheit verhindert, dass sich alles nur um mich selber dreht“, schrieb er. Selbstgestaltung vollziehe sich über die Gestaltung von Beziehungen zu Anderen und Anderem. Wie das klingt angesichts der digitalen Filterblasen!



Wer profitiert am Ende von der Digitalisierung? Wer verliert?

Dass es Älteren angesichts der digitalen Epidemie vor der Zukunft bangt, scheint nachvollziehbar. Aber wie sehen das jüngere Menschen? Martin Breidenbach gibt mir den Tipp, Tamai Jepsen zu kontaktieren. Der gebürtige Berliner ist 33 und eine Art Lebenskünstler. „Einen bestimmten Beruf habe ich nicht, ich bin es gewohnt, seit meiner Jugend immer das zu tun, was gerade anliegt oder womit ich meinen Lebensunterhalt bestreiten kann“, erzählt er mir. Das können kreative Jobs am Laptop, aber auch handwerkliche Arbeiten in Zimbabwe sein: „Alles querbeet.“

Warum wir Gas geben müssen

Tamai Jepsen fällt auf, wie wir immer mehr Gas geben. Wie wir alle Vorgänge immer mehr beschleunigen. Wie sich alle immer stärker einsetzen müssen. Obwohl uns die Segnungen des Digitalen doch so viel Arbeit abnehmen. „Ich frage mich, ob wir an einem Punkt angekommen sind, an dem wir mehr schaffen, als uns Menschen guttut“, sagt er. „Wenn man sich überlegt, wie

unser Alltag aussähe, hätten wir den gleichen Beruf vor 500 Jahren ausgeübt und das gleiche Pensum an Aufgaben ohne digitale Mittel erledigen müssen, dann müssten wir eigentlich viel mehr Freizeit haben“, sinniert er. Doch dem ist bekanntlich nicht so.

Eine echt vertrackte Chose. Warum, fragt sich Tamai Jebesen, entscheiden sich die Menschen dafür, immer mehr zu tun? „Im Geschwindigkeitsrausch wird vergessen, worauf es im Leben ankommt, was Glück bedeutet und was glücklich macht“, sagt er. Womit auch er bei Martin Buber gelandet ist. Glücklich macht es, findet Jebesen, füreinander da zu sein. Und Zeit miteinander zu verbringen.



Robert Hugo Ziegler, Philosoph aus Würzburg.

Die Digitalisierung arbeitet dem Kapitalismus in die Hand. Das ist für Robert Hugo Ziegler das große Problem an der

aktuellen Entwicklung. Den Würzburger Philosophen treibt also keineswegs die Angst davor um, dass die Maschinen eines Tages die Herrschaft über uns übernehmen könnten. Dazu seien sie nicht intelligent genug, lernen sie doch lediglich adaptiv. „2.0“ ist in unser kapitalistisches Wirtschaftssystem eingebettet. Und das hält Ziegler für das Hauptproblem.

Die Macht der Daten



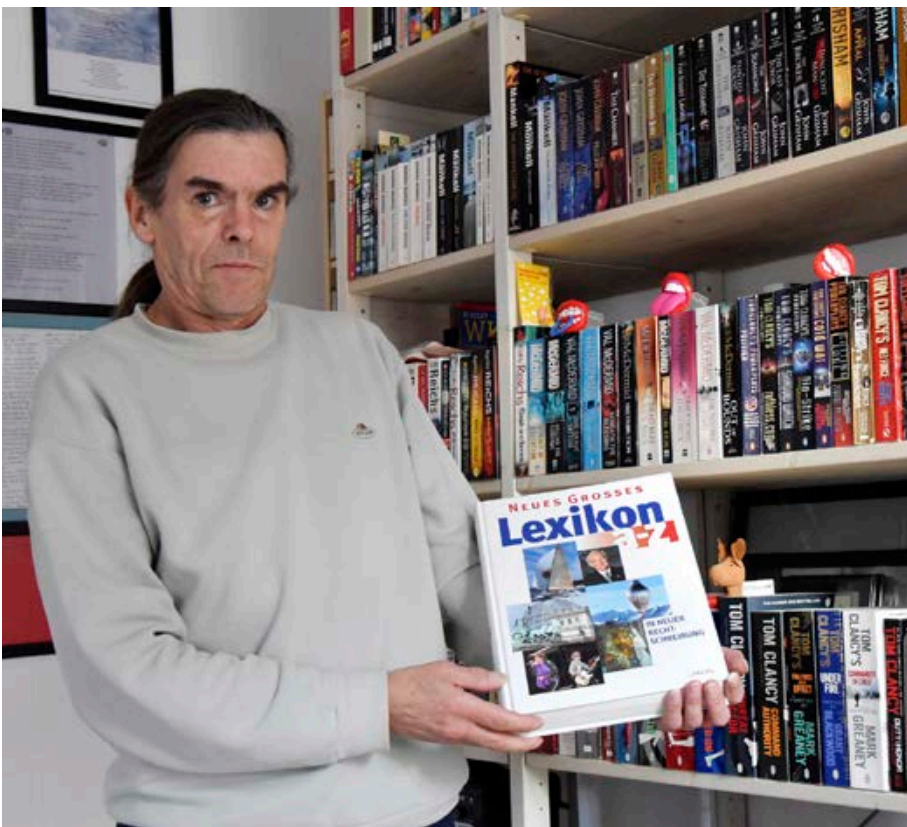
Eben deswegen ist nach seiner Ansicht Vorsicht geboten. Der digitale Kapitalismus führt laut Ziegler zum Beispiel dazu, dass wir permanent etwas produzieren, nämlich Daten, das Eigentum eines anderen wird. Etwa des Betreibers einer Suchmaschine. „Sind wir damit einverstanden?“ Die meisten Menschen denken darüber nicht nach. Das ist halt so. Aber es ist verhängnisvoll. Was Google-Suchergebnisse zeigen. Aufgrund gesammelter Daten rangiert das Ergebnis einer Stichwort-Suche ganz oben. Warum? Das weiß kein User. Aber er klickt darauf. Und bestärkt das Suchergebnis in seiner Relevanz. Allein durch den Klick. Und nicht, weil es tatsächlich das relevanteste Ergebnis wäre.

Auch stellt sich das Problem, dass Menschen ganze Gruppen infiltrieren kön-

nen, indem sie Ideologien im weltweiten Netz verbreiten. Andere streuen Latrienenparolen aus. Was solche irreführenden Behauptungen für Wahlen bedeuten, ist bekannt. Aber auch das ist für Robert Hugo Ziegler nicht das Kernproblem. Das Digitale verändert uns. Das findet der Philosoph schwierig. Es verändert uns ganz im Sinne des Kapitalismus. Der versucht mit großem Geschick, alles, was nur irgendwie zur Ware gemacht werden kann, auch zur Ware zu machen.

Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt, der Kapitalismus malt sich die verrücktesten Dinge aus, die als Ware angeboten werden könnten. Und, werden sie geschickt vermarktet, Käuferinnen finden. „Der Kapitalismus macht aus Scheiße Gold“, heißt es – für Ziegler zu Recht – derb ausgedrückt. So werden Handy-Nutzer überschwemmt mit Apps. „Die sind auch bequem“, sagt Ziegler. Stellt sich die Frage: Braucht man es wirklich so bequem? Oder sind nicht viele der ach so praktischen Applikationen schlicht überflüssig? Überflüssiges zu produzieren ist wiederum ein Kennzeichen des Kapitalismus. Ohne Überflüssiges hätte der keine Überlebenschance.

Während glühende Verfechter des Digitalen nichts unversucht lassen wollen, um auch die letzten „Digital abseits Stehenden“ von der neuen Technologie zu begeistern, versucht Ziegler, zu bremsen. Kritik und Skepsis sind für ihn nicht nur erlaubt, sondern geboten. Wohlwissend, dass der Kapitalismus nichts gegen Kritik hat. Auch die, so Ziegler, versucht er, zu verwerten. Wovon millionenfach verkauft Che Guevara-T-Shirts Bände sprechen.



Rob aus Würzburg lebt im Privaten konsequent analog – mit Lexikon statt Wikipedia.

Zur Autorin

Pat Christ



Pat Christ, Jrg. 1970, Magister in Kulturgeschichte an der Uni Würzburg, seit 1990 als freischaffende Foto- und Textjournalistin tätig.

Schwerpunkte:

Berichterstattung aus Kultur, Bildung, Wirtschaftsethik und Wissenschaft. Zeitschriften und Magazine: Main-Echo, Bayerische Gemeindezeitung, Kulturmagazin Leporello, Stadtmagazin „Der Kessener“.